

Rappen gegen den Schönheitswahn

Der Zürcher Rapper Skor wurde als Melancholiker bekannt. Auf dem zweiten Album schlägt er witzige und zornige Töne an

MARKUS GANZ

Im Showbusiness sind vier Jahre eine lange Zeit. Doch manchmal lohnt es sich, sich etwas Zeit zu nehmen. So auch im Fall des Zürcher Rappers Skor. 2013 ist sein Debütalbum «Und Nachteil» erschienen. Es hat ihn schlagartig bekannt gemacht, weit über die Zürcher Hip-Hop-Szene hinaus. Nun erst lässt Skor seinen Zweitling «Gang» folgen – ein Album, das sich durch mehr musikalische Feinarbeit und Vielfalt auszeichnet.

«Die Musik sollte eine Aufbruchsstimmung verbreiten», erklärt Skor. «Der Fokus verschob sich so vom Text hin zum Vibe – und ich wollte mich auf keinen Fall wiederholen.» Der 34-jährige Zürcher hat eine gemütliche Ausstrahlung, antwortet aber schnell und bestimmt; er spricht mit rhythmischen Akzenten und sichtbarem Engagement: ein gewitzter Rapper, dessen Schalk aus den Augen blitzt.

Mehr Einfluss auf die Beats

Skor, der sich zunächst als Texter hervortat, hatte für das neue Album zuerst ein musikalisches Konzept verfasst. Er wollte mehr Einfluss auf die musikalische Gestaltung nehmen können. Seine Ideen besprach er dann aber mit den erfahrenen Produzenten und Multiinstrumentalisten Domi Chansorn und Marton di Katz. Man einigte sich, die Beats mit Live-Instrumenten aufzunehmen – etwas, was im Hip-Hop eigentlich unüblich ist. «Dieses Mal wollte ich einen moderneren Sound kreieren, ihn auf eine urbane Art verfremden. Und ich wollte mich von den typischen Strukturen von Hip-Hop-Stücken lösen.»

Das neue Album «Gang» deckt ein verblüffend breites Sound-Spektrum ab, von Westcoast-Hip-Hop über Pop und Punk bis hin zu Elektro. Die Tracks klingen mal sperrig-schriill, mal nervös-vertrackt, immer wieder auch soulig warm. Einige Titel wirken unverschämte süffig – etwa «De Summer isch eus». «Dschungel» wiederum changiert atmosphärisch zwischen Dancehall und Trip-Hop, während Skor einen in das Bling-Bling-Nachtleben der Zürcher Hip-Hop-Szene eintauchen lässt. Die stilistische Vielfalt schafft Kontraste und Spannung im Repertoire, das trotzdem wie ein organisches Ganzes wirkt. «Heute ist die Musikwelt auf einzelne Songs ausge-



Musik sollte Aufbruchsstimmung verbreiten, findet der Zürcher Rapper Skor.

ANNICK RAMP / NZZ

richtet, die von Alben losgelöst funktionieren müssen. Für mich hat ein Album aber auch als Gesamtes einen Wert, es sollte ein geschlossenes Werk sein.»

Skor betont, dass auch die neuen Mundart-Verse überraschen sollen: «Ich habe auch andere charakterliche Seiten als die Melancholie, die mein erstes Album geprägt hat.» Tatsächlich ging es damals auch um Themen wie Tod, Heimat, Liebe. Davon wollte sich Skor nun frei machen, um dafür seine humoristi-

schen und zornigen Züge einzubringen. Dies zeigt sich in Stücken wie «Hässig», wo Skor seinen bisherigen Ruf eines sanften, nachdenklichen Rappers am deutlichsten relativiert.

Das Markenzeichen eines Melancholikers ist auf «I de Schwiiz» zurückzuführen, Skors bekanntestes Stück. Hier brachte er 2013 ein breit empfundenes gesellschaftliches Unbehagen zum Ausdruck. Der Schweizer sei «z'müed zum überleggä, z'fuul zum was änderä»,

rappte er da. Und: «Was isch äs Land mit ärä Jugend ohni Ziil». Skor schrieb «I de Schwiiz», als er für längere Zeit in New York lebte. Die Distanz habe das Stück erst ermöglicht. «Ich habe ein unerschwelliges Gefühl beschrieben, dass alles okay zu sein scheint in der Schweiz, aber darunter etwas nagt. Dies hat zum Nachdenken angeregt und eine Diskussion ausgelöst.»

Er habe gar nicht erst versucht, einen ähnlichen Hit wie «I de Schwiiz» nach-

zuliefern, meint Skor. Das sei nur alle zehn Jahre möglich. Damals hätten eben viele Aspekte zusammengepasst: «Die Zeit muss stimmen, das Gefühl, der Text, das Video.» Die Breitenwirkung von «I de Schwiiz» erstaune ihn aber bis heute – eigentlich handle es sich dabei um das Anti-Beispiel eines Radio-Songs, das Stück sei mit der Dauer von fast sechs Minuten dafür viel zu lang; ausserdem fehle ein Refrain.

Es gibt auch auf dem neuen Album Songs, die zum Nachdenken anregen. Das Thema Schweiz findet sich in lakonischen Versen wie in «Flucht»: «Mir händ nur d'Flucht vor öis sälber, doch anderi Mänsche flüchtet dur Wälder». Bei «Sälschtportrait» und «Anderscht isch guet» handelt es sich um Stücke über den Selfie- und Schönheitswahn, den Anpassungsdruck und die gestörte Selbstwahrnehmung in Zeiten von Social Media. «Ich bin froh, dass ich kein Teenager mehr bin. Wir Erwachsenen müssen uns aber fragen, wie uns dies in diesem Alter beeinflusst hätte. Es gibt hier effektiv ein Problem; und das hat nichts mit «Früher war alles besser» zu tun.»

Früher war er Türsteher

Skor macht mit seinen Texten Mut, sich gegen den Anpassungsdruck aufzulehnen. «Ich versuche klarzumachen, dass man ein gesundes Vertrauen in seinen eigenen Weg haben soll, zumal wir in der Schweiz in einer privilegierten Situation sind, was etwa das Bildungssystem betrifft.» Aber der Rapper findet es wichtig, «in Zeiten von Terror und anderen schwerwiegenden Bedrohungen trotzdem auch Laisser-faire und «good times» zu zelebrieren.» Es brauche neben «I de Schwiiz 2.0» auch leichtere Songs wie «De Summer isch eus».

Skors Humor blitzt immer wieder auf. In «Top 10» macht er sich lustig über seltsame «Girls». «Es geht da zum einen um eine Persiflage der amerikanischen Hip-Hop-Szene», sagt Skor lachend. Wer ihn kenne, wisse, dass er diesen Text mit einem Grinsen geschrieben habe. Allerdings arbeite er seit über zehn Jahren im Nachtleben – einst als Türsteher, heute als Veranstalter. «Deshalb kenne ich das Balzverhalten der jungen Menschen sehr genau. Insofern ist die Beschreibung so authentisch wie der Slang.»

Skor: Gang (Bakara Music).

Gesichter sind seine Obsession

Seine «Physiognomik» machte Johann Caspar Lavater zum Star. Doch sein Werk hat mehr zu bieten als eine umstrittene Pseudowissenschaft

URS HAFNER

Lavaters Kopf mündet. Manche Besucher des soeben wiedereröffneten Lavaterhauses an der St.-Peter-Hofstatt in Zürich erhalten sein Antlitz in Form einer Oblate, die aus Marzipan gefertigt und mit einer weiss-blauen Schleife geschmückt ist. Die Gabe könnte passender nicht sein. Johann Caspar Lavater, der Zürcher Pfarrer, der im 18. Jahrhundert hier wohnte und gegenüber im St. Peter predigte, verliebte sich massenhaft Gesichter ein: Über 20 000 Darstellungen auf Stichen, Radierungen und Gemälden versammelte er in seinem Kabinett – ein Panoptikum menschlichen Ausdrucks, eine riesige Galerie von Augen, Nasen, Haaren und Lippen. Was er wohl empfand inmitten seiner Gesichter?

Reizfigur

Seine «Obsession» machte ihn zu einer Berühmtheit, über deren Ideen in St. Petersburg und London, in Rom und Paris diskutiert wurde. Lavater war der Promotor der «Wissenschaft der Physiognomik», die vom Äusseren der Menschen auf sein Inneres, seinen Charakter schliessen wollte. «Lavater war lange eine Reizfigur», sagt Ursula Caffisch-Schnetzler, während sie den Besucher

zu Lavaters Schreibtisch führt, auf dem, wie vor etwas mehr als zweihundert Jahren, eine Sanduhr und ein Totenschädel stehen. Die Literaturwissenschaftlerin von der Universität Zürich ist Mitherausgeberin von Lavaters Werken (siehe Kasten), Kuratorin der Lavater-Sammlung und eine der tiefsten Lavater-Kennerinnen überhaupt.

Ja, Lavater habe Moses Mendelssohn (den jüdischen Aufklärer) vom Christentum überzeugen wollen, und ja: Aus heutiger Sicht sei Georg Christoph Lichtenberg (dem Aphoristiker) recht zu geben, der kritisierte, man müsse nicht nur die Gesichtszüge, sondern auch die Sprache und die Bewegung eines Menschen berücksichtigen. Doch an den «Physiognomischen Fragmenten» hätten Goethe, Herder und der Schriftsteller Jakob Michael Reinhold Lenz mitgearbeitet. Und letztlich habe Lavater in jedem Gesicht nach den göttlichen Spuren im Menschen gesucht. «Man muss Lavater aus seiner Zeit heraus lesen.»

Lavater sei mehr als Physiognomiker: «Er war ein grosser Aufklärer, ein Wegbereiter des Individualismus, der Pädagogik, der Anthropologie, der Naturwissenschaften, er hat den Menschen als ganzen gesehen, die Theologie hinterfragt und die Leute im Innern des Herzens getroffen.» Oft habe man den Zu-

tritt zu seinen Gottesdiensten einschränken müssen, weil ihn so viele Leute predigen hören wollten, erzählt Ursula Caffisch-Schnetzler. Als er Deutschland besuchte, stellte man ihm Soldaten als Bodyguards zur Seite, damit er heil durch die ihn feiernde Menge kam. «Er war nicht nur ein berühmter, sondern ein grosser, für jene Zeit schöner Mann.»

Die Faszination, die der Pfarrer über die Grenzen der Gelehrtenrepublik hinaus auslöste, lässt sich in seinen Texten

Lavaters Werk – gedruckt und digital

uua. · Bis auf drei Bände, die demnächst erscheinen werden, ist die historisch-kritische Lavater-Ausgabe, die bei NZZ Libro herausgegeben wird, abgeschlossen (www.lavater.uzh.ch). Die vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten und am Deutschen Seminar der Universität Zürich erarbeiteten zehn Leinenbände der «Ausgewählten Werke» sind Preziosen der Buchmacherskunst, vom Material über die angewandte Editionsphilologie bis zur grafischen Gestaltung. Die Werkausgabe deckt nur einen Bruchteil des immensen Schaffens des Zürcher Pfarrers ab, gibt indes eine repräsentative Auswahl

nachvollziehen. Ob er sich im «Wort eines freyen Schweizers» über die «Helvetische Republik» empört, ob er im «Geheimen Tagebuch», das dann so geheim doch nicht war, über seine frommen Selbstprüfungen berichtet oder einen «ungerechten Landvogt» anklagt.

Der Prediger formuliert rhetorisch versiert, direkt, prägnant, mit Schwung und Witz, er teilt sich mit, sucht sozusagen das Gespräch. Dies gilt auch, wenn Lavater seine «Physiognomik» er-

läutert. Unsere Vernunft und Erfahrung würden für diese Wissenschaft sprechen: Es sei wohl klar, dass Leibniz oder Newton nicht im Körper «eines Stupiden, eines Menschen aus dem Tollhause, der grosse Metaphysiker oder Mathematiker» hätte sein können, der er war; und ebenso klar sei, dass keiner von beiden «im Kopf eines Mohren, dessen Nase aufgedrückt, dessen Augen zum Kopfe heraus ragen, dessen Lippen so aufgeworfen sie sind, kaum die Zähne bedecken», die Theodizee hätte ausdenken können.

Andacht und Abscheu

Will besagen: Der Schwarze, das sieht man seiner Fratze an, ist zu dumm für theologische Reflexionen. Doch Lavater war kein «Rassist»: Das biologische und dann kulturalistische Rassendenken kommt erst ab dem 19. Jahrhundert auf. Aber Lavater teilt die bürgerlich-theologischen Vorurteile vieler seiner gelehrten Zeitgenossen: Afrika ist ihm ebenso ein Un-Ort wie das örtliche Irren- und Armenhaus. Dies zu lesen, ist heilsam: Die Aufklärung verliert ihre Glorione. Sie ist nicht zu haben ohne Finsternis. In seinem Kabinett, inmitten seiner Gesichter, versank Lavater in Andacht – und empfand Abscheu.